

POLITIK

- Helfer versuchen trotz der Gefahr, die etwa 500 000 Menschen zu versorgen
- Mit der Regenzeit werden die miserablen hygienischen Verhältnisse noch schlimmer

PHILIPP HEDEMANN
DADAAB/KENIA

Vorsichtig legt Nuur Kusow schwere mit Sand gefüllte Säcke auf die in ein weißes Tuch gehüllte Leiche seines Sohnes Halimo. Die Hyänen sollen Halimo nicht ausgraben. Er wurde nur zwei Tage alt. Halimo ist nicht das einzige Baby, das heute Morgen im kenianischen Dadaab beerdigt wird. Rund 1000 Menschen kommen jeden Tag nach tagelangen Märschen und Odysseen mit Lastwagen, Bussen und Eselskarren im größten Flüchtlingslager der Welt an. Sie fliehen vor der schlimmsten Dürre seit 60 Jahren und dem seit über 20 Jahren währenden Bürgerkrieg in Somalia, viele sterben bereits auf der Flucht. „Halimo kam ganz klein und schwach auf die Welt. Seine Mutter konnte ihm keine Milch geben, vielleicht war sie von der langen Flucht einfach zu erschöpft. Sie ist noch im Krankenhaus. Es geht ihr nicht gut. Hoffentlich verliere ich nicht auch noch meine Frau“, klagt Halimos Vater, nachdem er das Grab seines Sohnes mit grünen Zweigen bedeckt hat.

In den fünf Camps, die zusammen das riesige Flüchtlingslager bilden, fürchten Tausende Mütter und Väter um das Leben ihrer Kinder. In einem von der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) betriebenen Notkrankenhaus flößt Nishu Ali ihrer einjährigen Tochter Umaso mit einer Spritze über dünne Schläuche Spezialmilch ein. „Ich habe viele Kinder und Babys auf der Flucht sterben sehen. Ich habe Umaso aus Somalia bis Kenia getragen. Sie wird es schaffen“, sagt die Nomadin. Hunger und Tod gehören wie Dreck und Hitze zum Leben im Flüchtlingscamp. Doch es entsteht auch täglich neues Leben. In einem Zelt hält Patuma Sitho ihre vier Tage alte Tochter Timera im Arm. Timera ist gesund, dennoch ist ihre erschöpfte Mutter traurig. „Ich habe mir dieses Leben für meine Tochter nicht ausgesucht. Ich wünschte, sie wäre an einem anderen Ort geboren, aber zumindest herrscht hier Frieden“, sagt die 30-Jährige, die vor drei Monaten mit ihrem Mann und ihren fünf Kindern aus der somalischen Buale-Region floh. Wenn die somalischen Flüchtlinge in Dadaab ankommen, haben die meisten nichts außer der Kleidung, die sie am Körper tragen.

Und nun haben Neuankömmlinge aus Somalia vermutlich einen tödlichen Begleiter mitgebracht: die Cholera. Bisher wurden 60 Fälle der gefährlichen Durchfallerkrankung unter den somalischen Flüchtlingen festgestellt, es gab ein Todesopfer, wie ein Sprecher des UN-Flüchtlingshilfswerks UNHCR am Dienstag in Genf bestätigte. Zehn Fälle seien bereits durch Laboruntersuchungen bestätigt.

Aber Erfahrungen wie zuletzt nach dem Erdbeben in Haiti zeigen, wie rasant sich die Epidemie ausbreiten kann, wenn viele Menschen unter miserablen hygienischen Bedingungen auf engstem Raum zusammenleben. Besonders anfäll-



Jeden Tag kommen etwa 1000 neue Flüchtlinge in Dadaab an – mit rund 500 000 Bewohnern inzwischen die drittgrößte Stadt Kenias

Der importierte Bürgerkrieg

Das Flüchtlingslager Dadaab in Kenia ist auch Zufluchtsort für Islamisten aus Somalia. Nun wütet dort die Cholera

lig sind geschwächte und schlecht ernährte Menschen – und vor allem Kinder. Mitarbeiter der Vereinten Nationen haben sofort mit der Chlorierung des Trinkwassers, Hygiene-Schulungen und der Ausgabe von Zucker-Salz-Lösungen begonnen.

Bei den Lebensbedingungen im dem Lager gibt es eine Zweiklassengesellschaft: Alteingesessene und Neuankömmlinge. Erstere haben es besser. Oft sind es Menschen, die in der Hauptstadt Mogadischu eine Schule besucht haben, bevor sie vor vielen Jahren flohen. Die, die jetzt ankommen, sind meist Nomaden aus den endlosen Steppen, die fernab jeder Stadt nie eine Schule besucht haben, das Land erst verließen, als die Dürre die letzten ihrer Tiere dahintrafte. Ihnen fällt es noch schwerer, sich an das sesshafte Leben im Lager zu gewöhnen. Die, die schon lange da sind, wohnen in mehr oder weniger festen Unterkünften aus Holz, Wellblech und Lehm. Die Neuankömmlinge wohnen zunächst in den völlig überfüllten Außenbezirken der Lager in notdürftig aus Stöcken, Pappe und Planen errichteten Quartieren. Wer Glück hat, bekommt von einer der im Lager tätigen Hilfsorganisationen schnell ein Zelt zugeteilt.

Die, die schon Jahre im Lager sind, haben sich eingerichtet. Es gibt Märkte, auf denen man vom Kochtopf über Möbel bis hin zum iPhone alles kaufen kann. Es gibt illegale Bordelle, Taxi-Unternehmen und Teestuben, in denen Männer auf alten Röhrenfernsehern die Spiele von Manchester United und Chelsea gucken. Farah Ali ist ein alteingesessener Lagerbewohner mit Geschäftssinn. In einem aus Brettern und Wellblech zusammengezimmernten Laden verkauft der 23-Jährige, der als Zweijähriger nach Dadaab kam, unter anderem Zigaretten, Gesprächsguthaben für die auch in Dadaab weitverbreiteten Handys, kalte Cola, Süßigkeiten, Kekse, Milchkpulver und Zucker. „Es gibt im Lager Flüchtlinge, die Verwandte in den USA oder in Europa haben. Die schicken ihnen per Handy-Banking Geld, mit dem sie bei mir einkaufen können“, erzählt der junge Ladenbesitzer. Das Startkapital für sein Geschäft hat er selbst von Freunden in den USA bekommen. Das Geschäft läuft gut, Ali hofft, dass er seinen amerikanischen Bekannten den Kredit schon bald zurückzahlen kann.

Nur wenige Bewohner von Dadaab können sich ein Geschäft aufbauen oder für ihren Lebensunterhalt sorgen, für die

meisten besteht das Leben aus Warten. Hussein Mahad unterrichtet auch deshalb den Koran, weil er dem Tag der Kinder damit Struktur und Verlässlichkeit gibt. Mehr als 30 Kinder sitzen in der aus Planen und Reisig errichteten Koranschule. Laut lernen sie auf große hölzerne Tafeln geschriebene Suren auswendig. „Egal, wie schlimm die Situation in unserer Heimat ist, es ist wichtig, dass die Kinder den Koran lernen“, sagt Mahad. Er bringt den Flüchtlingskindern bei, was er vor 19 Jahren in der somalischen Stadt Badere gelernt hat, und hofft, seine Schüler auf eine Zukunft in ihrem Heimatland vorzubereiten.

Kaum jemand glaubt allerdings, dass sich Somalia in absehbarer Zeit stabilisieren wird. Aus der umkämpften Hauptstadt Mogadischu hat sich die Islamisten-Miliz al-Schabab im August zwar zurückgezogen, aber die Kämpfe gehen weiter – und dafür brauchen die Extremisten Krieger. „Die verummten Männer kamen in unser Haus. Sie nahmen meinen Cousin mit“, erzählt Abdir Risaq (18). „Nach sieben Tagen warfen sie ihn von der Ladefläche ihres Jeeps wieder auf unseren Hof. Er hatte sieben Kugeln im Kopf. Sie sagten, so würde es jedem ergehen, der sich nicht al-Schabab an-

schließt. Da bin ich weggerannt.“ In Dadaab kann fast jeder eine Horrorgeschichte über die Extremisten erzählen. Zum Beispiel Keyro Dirie Abdulahi aus dem somalischen Garbahaarrey. „Al-Schabab hat die Stadt umzingelt und wollte uns aushungern. Sie haben kein Essen rein-, und keine Menschen rausgelassen. Aber ich konnte nachts mit meinen Kindern durch die Al-Schabab-Linien fliehen. Ich habe meinen kranken Mann, den Vater meiner Kinder, zurückgelassen. Ich habe solche Angst, dass al-Schabab unsere Flucht an ihm rächen könnte“, berichtet die Mutter weinend an einer der Registrierungsstellen für Neuankömmlinge in Dadaab.

Längst ist Dadaab kein Lager mehr, sondern nach Nairobi und Mombasa die drittgrößte Stadt Kenias. Das führt zu Problemen mit der einheimischen Bevölkerung. „Alle kümmern sich um die Flüchtlinge, aber niemand kümmert sich um uns. Wir leiden auch unter der Dürre. Auch unsere Tiere sind gestorben“, sagt Aden aus dem Dorf Dadaab am Rande des Flüchtlingscamps. „Die Somalier holzen die Bäume ab, um sich Unterkünfte zu bauen und Feuer zu machen. Dadurch wird alles nur noch schlimmer. Wir wollen unsere Brüder und Schwes-

tern nicht zurück in den Krieg schicken, aber wenn die Hilfsorganisationen nicht auch uns helfen, ist hier der nächste Konflikt vorprogrammiert.“

Dabei wird der Krieg aus dem Nachbarland Somalia längst importiert. Vergewaltigungen, Raubüberfälle, Morde und Entführungen sind im Flüchtlingslager keine Seltenheit mehr. Männer von al-Schabab versuchen, dort neue Soldaten zu rekrutieren, andere nehmen sich eine Auszeit von den Gefechten im Bürgerkriegsland. „An einem einzigen Tag sind 240 junge, alleinstehende Männer aus Somalia ins Lager gekommen. Die Vermutung liegt nahe, dass es sich um Al-Schabab-Kämpfer handelt, die sich im Lager für ein paar Wochen erholen wollen“, sagt ein Sicherheitsexperte, der nicht namentlich genannt werden möchte. Mitte Oktober wurden zwei spanische Ärzte-ohne-Grenzen-Mitarbeiter aus dem Lager entführt und vermutlich nach Somalia verschleppt. Die UN und internationale Hilfsorganisationen reduzieren daraufhin ihre Aktivität im Lager, die meisten Helfer gehen nur noch in Begleitung kenianischer Polizisten in die Lager. Als Reaktion auf Entführungen in Kenia marschierte die kenianische Armee Mitte Oktober in Somalia ein. Al-Schabab reagierte mit Vergeltungsanschlägen, die Arbeit der Hilfsorganisationen wurde durch die Militäroffensive noch gefährlicher.

Und doch gibt es bei allem Elend immer wieder Geschichten, die Hoffnung machen. Wie die von Mohammed Ibrahim Derow. Mit rund 125 Kindern lernt der 15-Jährige Somalisch, Arabisch, Englisch und Swahili. Es ist das erste Mal, dass er zur Schule gehen kann. Vor fünf Monaten floh er mit seinen Eltern aus der somalischen Hafenstadt Kismayo. Wegen der ständigen Kämpfe fiel die Schule dort seit Jahren aus. Bei einem Granatenangriff wurde Mohammed das rechte Bein abgerissen. Sein Onkel und seine Schwester starben bei dem Angriff. Trotzdem sieht Mohammed optimistisch in die Zukunft: „Ich will lernen und Arzt werden, um anderen Menschen, die so schwer verletzt wurden wie ich, zu helfen.“ Wenn der Frieden irgendwann nach Somalia zurückkehrt, will auch Mohammed zurückkehren.

Am Scheideweg

Zwei Monate nach Beginn der Proteste gegen die Wall Street steht die Bewegung vor dem Scherbenhaufen ihrer Ideen und Ansprüche

VIKTORIA UNTERREINER
NEW YORK

Die Bewegung „Occupy Wall Street“ ist innerhalb von zwei Monaten zu einem Abbild der Gesellschaft geworden, die sie eigentlich bekämpfen wollte. Dies sah man am besten am Zuccotti Park im Süden Manhattans. Dort hatte die Gruppe Mitte September ihren Ursprung gefunden. Doch der Platz glich in den vergangenen Wochen immer mehr einem traurigen und verdreckten Zeltlager. Und das lag nicht so sehr an dem Herbstwind, der über die blauen Planen fegte und Plastikübel umwarf. Das Lager selbst hatte sich zweigeteilt.

Auf der einen Seite waren die sogenannten Hipster, junge Leute mit Holzfallerhemd, Mütze und enger Jeans, die mit iPhones vom Zuccotti Park aus ihre Botschaften in die Welt hinaustwitterten. Doch sie waren zu einer kleinen Gruppe geschrumpft, die sich vom Rest der Parkbesetzer fernhielt. Sie organisierten die Märsche, diskutierten das po-

litische System und aßen Sandwiches mit Zutaten aus biologischem Anbau. Die breite Masse dagegen hielt sich im Park auf, weil sie keinen besseren Platz zum Schlafen hatte und das Essen dort umsonst war. Viele Obdachlose hatten sich unter sie gemischt. „Wir sind die 99 Prozent“, lautete der Schlachtruf von „Occupy Wall Street“. Doch am Zuccotti Park hatte zuletzt das eine Prozent der 99 Prozent das Sagen übernommen.

Als die Polizei den Park in der Nacht auf Dienstag geräumt hatte, hielt sich der Widerstand in Grenzen. Ihren Zorn darüber lebten die Demonstranten dagegen am Donnerstag aus. An dem Tag war die Bewegung genau zwei Monate alt. Für dieses Ereignis waren in mehreren Städten ohnehin Märsche geplant. Doch die Aktion der Polizei vom Wochenanfang hat der Bewegung sogar genutzt. Sie motivierte wieder mehr Leute, sich auf die Straße zu bewegen. Zudem war die Aufmerksamkeit der Medien deutlich größer, als sie es sonst überhaupt gewesen wäre. In New York endete der Tag mit mehr als 240 Festnahmen. Zehn De-

monstranten und sieben Polizisten wurden verletzt. Im Rest des Landes blieb es dagegen weitgehend friedlich.

Begonnen hatte der als „Day of Action“ angekündigte Tag mit einem symbolischen Marsch auf die Wall Street. Die Demonstranten wollten vor der New Yorker Börse aufziehen, um den Beginn des Handelstages zu verzögern. Zwar hatten es die Händler tatsächlich schwer, an diesem Morgen zu ihrem Arbeitsplatz zu kommen und waren sichtlich genervt. Doch die Börse eröffnete wie gewohnt pünktlich mit einem Glockenschlag. Draußen kam es derweil zu ersten Auseinandersetzungen. Die Polizei sicherte das Gebäude mit Schlagstöcken ab. Ein Mann soll dabei vier Polizisten Essig oder eine andere Flüssigkeit

ins Gesicht geschüttet haben. Der Protest weitete sich daraufhin vom Süden Manhattans in Richtung Norden aus.

Der Union Square an der 14. Straße ist an einem normalen Arbeitstag schon schwer zu durchqueren. Die mehreren Hundert Demonstranten sorgten für zusätzliches Chaos. Einige von ihnen hatten sich in die U-Bahnen verzogen. Dort verteilten sie Flugblätter an die Passagiere, um auf ihr Anliegen aufmerksam zu machen. Den Höhepunkt bildete aber am Abend die kurzfristige Blockade der Brooklyn Bridge. Sie ist eine der Hauptverbindungen zwischen Manhattan und Brooklyn. Entsprechend wenig erfreut waren Pendler, die abends nach der Arbeit auf dem Weg nach Hause waren. Am frühen Abend hatten sich Demonstren-

„Sie wissen nur, dass das System nicht funktioniert und dass sie nicht einfach abwarten wollen“

Michael Bloomberg, Bürgermeister New Yorks